

Irene Berti (Alte Geschichte), Christian D. Haß (Klassische Philologie),
Kristina Krüger (Kunstgeschichte), Michael R. Ott (Germanistik)

Lesen und Entziffern

1 Lesen als zentrale Praxis des Umgangs mit Geschriebenem

Der Begriff „Lesen“ umfasst einen weiten Phänomenbereich des perzeptiven (→Perzeption) Umgangs mit →Geschriebenem und der damit verbundenen Praktiken. Eine zentrale Rolle spielt dabei (neben beispielsweise haptischen Aspekten beim Halten oder →Blättern des beschriebenen Gegenstands) die optische Wahrnehmung. Zusammen mit dem „Aufschreiben, [...] Memorieren, Zitieren, Exzerpieren, Dramatisieren, Illustrieren, Kopieren, Kommentieren, Interpretieren, Verbergen, Re-Agieren“¹ etc. bildet das Lesen eine grundlegende – in vielen Fällen sogar die wichtigste – Form der Rezeption schrifttragender →Artefakte.

Da das Lesen zu den zentralen textkulturellen Praktiken gehört (und auch bereits von alters her selbst ein Gegenstand der Reflexion innerhalb von →Textkulturen ist), kommt der heutigen, wissenschaftlichen Modellierung dieser Praxis eine wichtige epistemologische Rolle zu. Zu klären ist bei einer solchen Modellierung etwa der Grad an Lesefähigkeit einer Gesellschaft, die Auswahl an zum Beschriften zur Verfügung stehenden →Materialien oder auch die je spezifischen Vorstellungen von der Leistungsfähigkeit des Lesens. Die Probleme und Erwartungen, die aus heutiger Perspektive mit vergangenen Praktiken des Lesens verbunden werden, bestimmen nicht nur Forschungsperspektiven, sondern tragen auch entscheidend zur jeweiligen (Re-)Konstruktion vergangener Textkulturen bei. Wenn etwa aus Sicht typographischer Gesellschaften Leseakte grundsätzlich als weitgehend störungsfreie Übertragungen eines „Inhalts“ oder „Sinns“ vom Text zum Rezipienten konzipiert werden (→Bedeutung), lässt sich diese Modellierung der Lesepraxis nicht ohne Weiteres auf non-typographische Gesellschaften zurückprojizieren (→Typographisch/non-typographisch). Die Mängel eines solchen Modells sind nicht zuletzt im Rahmen medienwissenschaftlicher Überlegungen seit den 1960er Jahren herausgearbeitet worden. So weist etwa der Historiker und Buchwissenschaftler Roger Chartier darauf hin, dass die Leser

Dieser Beitrag ist im SFB 933 „Materiale Textkulturen“ entstanden, der durch die DFG finanziert wird.

1 Hilgert 2010, 90.

nie mit abstrakten, ideellen, aller Dinglichkeit enthobenen Texten konfrontiert [werden]: sie gehen mit Objekten um, deren Organisation eine Lektüre vorgibt, welche wiederum das Erfassen und Verstehen des gelesenen Textes bestimmt. Einer rein semantischen Definition des Textes [...] ist entgegenzuhalten, daß die Formen den Sinn erzeugen und ein schriftlich verankerter Text eine neue Bedeutung und einen neuen Status erhält, wenn sich die Dispositive des typographischen, zum Lesen bestimmten Objekts verändern.²

So gesehen sind Leseakte und Leseereignisse nicht einfach auf eine (störungsfreie) Übertragung von Information in Form von Texten ausgerichtet. Vielmehr ist Lesen dann ein je spezifisches Handeln am und mit Text und damit auch ein Handeln an und mit schrifttragenden Artefakten.

2 Widerständigkeiten: Lesen vs. Entziffern

Die Beobachtungen Chartiers gelten ebenso für →Geschriebenes vor und jenseits des Buches als Codex – und dort mitunter umso mehr, wenn die je spezifische materielle Erscheinungsform eine semantische Verarbeitung des Geschriebenen durch die Lesenden erschwert oder verunmöglicht. Die Lesenden sind – nicht nur in solchen Fällen, sondern ganz grundsätzlich – mit mehr oder weniger ausgeprägten Widerständigkeiten unterschiedlicher Art konfrontiert.

Dies können semantische Widerstände sein, wenn etwa kaum verständliche syntaktische Fügungen oder unbekannte Worte die Akte der Bedeutungskonstitution erschweren. Der Grund für derartige Verständnisschwierigkeiten kann im Niveau der Sprachbeherrschung liegen – der Text kann zu kompliziert für den Leser, fehlerhaft oder zu unscharf formuliert sein. Texte, deren Aufzeichnung bereits längere Zeit zurückliegt, können den Leser durch eine „veraltete“ Wortwahl und unüblich gewordene Wendungen vor Verständnisprobleme stellen. Gerade in der religiösen Textüberlieferung sind solche Probleme beim Lesen der weit zurückliegenden Fundationstexte häufig.

Eine spezifische Form semantischer Widerständigkeit ist dann gegeben, wenn das Lesen gleichzeitig einen Übersetzungsakt darstellt. Im europäischen Mittelalter, das sich vor allem des Lateinischen als Schriftsprache bediente, war dies bis ins 13. Jahrhundert der Normalfall – für Texte der christlichen religiösen Praxis und alle Arten gelehrter Abhandlungen aber noch weit darüber hinaus. Das gleiche gilt für die jüdische Welt, wo das Hebräische seit der Spätantike nur noch die Sprache der (heiligen) Schrift war.

Da letztlich jedem Lesen ein dem Übersetzungsakt ähnelnder Akt der Übertragung (→Transzendieren) zugrunde liegt – bestehend in der Verknüpfung von Bezeich-

² Chartier 1990, 8.

nendem und Bezeichnetem und einhergehend mit der Zuschreibung von →Bedeutung – ist auch stets die Möglichkeit konkurrierender Sinnzuschreibungen gegeben. Derartige „Leseirrtümer“ oder „Missverständnisse“ bei der Bedeutungszuweisung können Anlass sein für Richtigstellung, Kritik oder, wie im Fall abweichender Lesung religiöser Texte, sogar für Verurteilung und Sanktion.

Der Grad des Aufwandes, der zum Lesen notwendig ist, dürfte aufgrund der durch die Bedingungen der materialen Textproduktion gegebenen Variationsbreite in non-typographischen Gesellschaften in den meisten Fällen höher sein als in typographischen Gesellschaften (→Typographisch/non-typographisch). Für non-typographische Gesellschaften gilt, dass „jedes Textexemplar in seiner materiellen Gestalt einzigartig“ ist (so heißt es im Beitrag zu →Abschreiben und Kopieren) und jedes Textexemplar erfordert dementsprechend einen je individuellen Lektüreakt. Dabei werden die erhöhten Herausforderungen des Lesens in Schriftsystemen, die Sprache nicht Laut für Laut abbilden, oder bei Schreibweisen, die in hohem Maße Kürzungen verwenden, durch ritualisierte Praktiken reduziert.

Neben den semantischen Widerständen gibt es auch soziale Einschränkungen (Leseverbote, Zensur, etc.) sowie materielle Hindernisse, wenn etwa das Geschriebene aufgrund einer Positionierung in großer Höhe kaum lesbar ist (→Präsenz), durch Witterungseinflüsse, (bio-)chemische Prozesse oder mechanische Eingriffe (→Stein) weitgehend unlesbar wurde oder aufgrund eines ephemeren Beschreibstoffes überhaupt nur kurzzeitig erkennbar war (z. B. Schrift im Sand).

Alle diese Widerständigkeiten können zu Praktiken des Entzifferns führen, also zu einer Erhöhung des zeitlichen und/oder technischen und/oder körperlichen Aufwandes, der notwendig ist, um sich Geschriebenes lesend aneignen zu können. Die beiden Begriffe – Lesen und Entziffern – markieren insofern zwei Pole der vor allem sehenden, auf semantische Decodierung gerichteten Auseinandersetzung mit Geschriebenem.

3 Lesen als Lesen im Kontext

Die Berücksichtigung und Analyse der Widerständigkeiten macht es möglich, die Praktiken in den Blick zu nehmen, die mit dem Lesen verbunden sind beziehungsweise verbunden sein können. So gesehen ist Lesen immer ein Lesen im →Kontext. Dies betrifft Formen der Verlebendigung von Geschriebenem, die rituelle Umsetzung oder Begleitung von Texten (→Rezitieren, Vorlesen und Singen) und überhaupt gesellschaftlich relevante Praktiken des Lesens wie das Lesen bzw. Erkennen des eigenen Namens, das Verlesen von Rechtstexten oder das Vorlesen religiöser und literarischer Texte.

Zum Kontext gehören außerdem Hilfsmittel, die den Leseakt erleichtern. Dabei ist zunächst an die Gestaltung des Geschriebenen zu denken (→Layouten und Gestalten).

Relevant sind etwa die Wahl der Schriftart, die Entscheidung für Schriftgröße und Material, die Farbigkeit der Schrift bzw. die unterstützende Verwendung von Farbe bei Inschriften, ferner die Nutzung bekannter Textsorten oder Textstrukturen. Des Weiteren gehören dazu optische Hilfsmittel (z. B. Brillen), spezifische Möbel (z. B. Schreibtische und Stühle) und Bauten (z. B. Bibliotheken, textarchivierende Heiligtümer) sowie schließlich pädagogische Dispositive, die Leseakte und -ereignisse strukturieren und Lesepraktiken trainieren.

Zu fragen ist auch nach lokalen Möglichkeiten und Maßnahmen, die Leseakte strukturieren, Lesbarkeit erhöhen, ermöglichen oder verhindern. In diesen Zusammenhang gehören beispielsweise „textual communities“, verstanden als „groups of people whose social activities are centred around texts, or, more precisely, around a literate interpreter of them“.³ Solche „Textgemeinschaften“ können wichtige Übersetzungs- und Interpretationsaufgaben übernehmen, die es auch denjenigen, die über geringe Lesekompetenz verfügen, ermöglichen, an Leseakten teilzuhaben – was wiederum zur Konventionalisierung und →Tradierung der Bedeutung(en) bestimmter Zeichen(kombinationen) jenseits des eigentlichen Lesens führen kann.

4 Lesen als Akt der Perzeption des Geschriebenen

Mehr oder weniger scharf abzugrenzen sind hiervon individuelle Akte der Perzeption des Geschriebenen. Während eine akustische Rezeption eines Textes zwingend linear ist, ist die Linearität von Leseakten – wenn der Blick den Wörtern und Zeilen folgt – begrenzt. In Abhängigkeit vom Schrifträger stehen unterschiedliche „Lesewege“ offen (z. B. durch Vor- und Zurückblättern in einem Codex). Derartige Formen des nicht-linearen Lesens reichen bis hin zur sogenannten „Stichomantie“, also zum „zufälligen“ Auswählen einer Textstelle etwa im Rahmen von Weissagungspraktiken (z. B. „sortes vergilianae“).⁴ Bestimmte Textelemente, beispielsweise Akrosticha, setzen zwar eine lesende Rezeption voraus, nicht aber eine strikte Linearität des Lesens. Weitere Formen der Gestaltung des Textes (z. B. Text-Bild-Kombinationen) sowie (para)textuelle Notationssysteme (z. B. Interpunktion)⁵ beeinflussen Lektüreakte und die Wirksamkeit schriftragender Artefakte.

Als Praxis setzt Lesen Selektion voraus. Wiederholtes Lesen sowie intensives bzw. extensives Lesen sind Möglichkeiten, mit der Selektivität des Lesens umzugehen. Wenn man davon ausgeht, dass zur Dreidimensionalität des Textträgers – bei mehr oder weniger stark ausgeprägter dritter Dimension der Tiefe, die vom Tusche-

³ Stock 1983, 522.

⁴ Zu den „sortes vergilianae“ siehe FN 20.

⁵ Parkes 1992.

auftrag auf Papier bis zur tief eingravierten Steininschrift reichen kann – eine vierte Dimension der Intertextualität hinzutritt, dann öffnet sich den Lesenden ein über das jeweilige schrifttragende Artefakt hinausreichender Raum. Dieser Raum muss nicht notwendigerweise ausschließlich textuell – und damit auch zeitlich – gedacht werden, wie dies in den Literaturwissenschaften im Anschluss an Julia Kristeva möglich ist,⁶ sondern ist auch im Sinne „räumlich-lokale[r] Intertextualitäten“, das heißt „sinnhafte[r] Verweisungszusammenhänge zwischen verschiedenen räumlichen Kontexten“ vorstellbar.⁷

5 Metaphorische Verwendungen

Von realen und realisierbaren Leseakten sind übertragene Begriffsverwendungen zu unterscheiden, die an den für das Lesen spezifischen Akten der Bedeutungskonstitution partizipieren. Das Lesen wird dann zu einem vielseitig verwendbaren semiotischen Modell, mit dessen Hilfe beispielsweise im christlichen Mittelalter eine umfassende „Lesbarkeit der Welt“⁸ postuliert und praktiziert wurde. In Texten mit fiktionalem Anspruch kann dann mitunter durch eine metaphorische Verwendung metapoetisch über das Lesen des fiktionalen Textes selbst nachgedacht werden (siehe Fallbeispiel 2).

6 Fragen der Forschung

Eine Konzeption des Lesens aus dem Blickwinkel non-typographischer Gesellschaften kann Forschungsperspektiven verschieben und dazu beitragen, unhinterfragte Apriori zu überdenken sowie gängige Forschungsfragen auf veränderter Grundlage neu zu stellen. So muss häufig an die Stelle der Frage, wer Geschriebenes gelesen hat, zunächst die Frage treten, ob und inwieweit ein Leseereignis überhaupt möglich war. Der von den materialen Grundlagen und Kontexten des Lesens ausgehende Ansatz des SFB ermöglicht es, die Diskussion rund um die Differenz zwischen literaten und illiteraten Rezipienten stärker auf Fragen der →Perzeption und Effektivität (→Präsenz) von Geschriebenem auszurichten.

Die immer wieder gestellte Frage nach der Verbreitung von Lesefähigkeit in non-typographischen Gesellschaften der westlichen Welt lässt sich weder pauschal beantworten noch, mangels einschlägigen Datenmaterials, gesicherten Schätzungen

⁶ Kristeva 1972.

⁷ Reckwitz 2006, 724.

⁸ Vgl. Blumenberg 1983.

unterziehen. Konkreten Aufschluss über Literalität oder Illiteralität geben in erster Linie Einzelbeobachtungen, besonders anhand von Schriftzeugnissen informellen oder privaten Charakters (→Ritzen, Fallbeispiel), die im Rahmen des jeweiligen sozialen Kontextes interpretiert werden müssen. Relevant ist die Frage auch deshalb, weil sie heutige Beobachter davor bewahren kann, frühere Gesellschaften unreflektiert anhand von Lesekompetenzen zu beurteilen, die sich erst in der Moderne auf breiter Ebene durchsetzen.⁹

Schließlich bietet eine breitere Konzeptionalisierung des Lesens die Möglichkeit, die Diskussion um lautes und leises Lesen neu zu kontextualisieren. Im Rahmen dieser Diskussion wird oft angenommen, dass in nicht-typographischen Gesellschaften grundsätzlich laut gelesen wurde. So hat etwa Marshall McLuhan festgestellt, dass die „Lesenische des mittelalterlichen Mönchs“ in Wirklichkeit „eine Singzelle“ gewesen sei.¹⁰ Eine derart pauschale Sichtweise (mit Augustinus als Kronzeugen) wurde überzeugend kritisiert.¹¹ Eine räumlich wie zeitlich weit ausgreifende Untersuchung der Modi lauten und leisen Lesens steht indes noch aus.

Fallbeispiel 1: Lesen im Kontext: Weihmonumente auf der archaischen Akropolis von Athen

Vor der Zerstörung durch die Perser im Jahr 480 v. Chr. muss die Akropolis von Athen wie ein Wald von beschrifteten Weihgaben unterschiedlicher Größe und Farbe ausgesehen haben, die zum größten Teil „open air“ aufgestellt waren. Sie bestanden aus *kouroi* und *korai* auf beschrifteten Säulen, Pfeilern oder Basen; aus bemalten und beschrifteten Keramiktafeln und aus elaborierten Marmorreliefs. Wegen ihrer Größe, Vielfalt, Farbigkeit und Position waren sie schwer zu übersehen. Wurden aber die Inschriften, die diese Weihgaben begleiteten, überhaupt gelesen?

Im Gegensatz zu der verbreiteten Meinung, dass Inschriften selten gelesen wurden,¹² erläutert Joseph Day einige Hilfsmittel, die den Betrachter beim Lesen unterstützten. Die Tatsache, dass die Weihgaben meistens in erhöhter Position aufgestellt waren, brachte die Schrift auf Augenhöhe. Die Buchstaben waren oft groß geschrieben und farbig gefasst. Die Statuen waren dafür gedacht, dass man sie von mehreren Seiten betrachtete – wie die elaborierten Haarfrisuren mit ihren eleganten

⁹ Thomas 2009, besonders 13–17.

¹⁰ McLuhan 1968, 116–118.

¹¹ Zur Kritik der These eines ausschließlich lauten Lesens in der Antike siehe Knox 1968. Zur Geschichte der Forschungsdiskussion über das laute bzw. leise Lesen in der Antike siehe Johnson 2000. Überlegungen zur Konzeptionalisierung der stillen, privaten Lektüre im (zentral-)europäischen Mittelalter bei Illich 1991.

¹² Vgl. Harris 1996, 72–74 und Bing 2002, 39–66.

und nur von hinten sichtbaren Zöpfen und Knoten beweisen. Die Inschriften luden dazu ein, um die Statue herumzugehen, sodass die Inschrift besonders auf runden Trägern den Betrachter, der um die Statue herum ging, begleitete.

Deutlich wird dies am Beispiel der *kore*, die Aischines um 500 v. Chr. auf der Akropolis weihte (Abb. 1). Die *kore* steht auf einer runden Basis: Die ersten zwei Zeilen der Weihinschrift sind so positioniert, dass man sie bei der frontalen Ansicht der *kore* lesen konnte. Die dritte Zeile erstreckt sich nach links und lädt den Betrachter ein, um die *kore* herum zu wandern.¹³



Abb. 1: Weihmonument des Aischines: Kapitell mit beschriftetem Sockel (von der *kore* sind nur die Füße erhalten) (aus Raubitschek 1939/40, Taf. 9.23 [Athen, Akropolis Museum 3759 + 456]).

Auch die metrische Struktur vieler archaischer Weihinschriften sowie die weit verbreiteten und immer wiederkehrenden formulae konnten eine Hilfe beim Lesen sein. Viele dieser archaischen Weihepigramme handeln von denselben Themen: Bitten, Dank, eventuell erneute Bitten – in einer für die archaische griechische Religiosität typischen Reziprozitätsbeziehung zu den Göttern.¹⁴ In den nicht-metrischen Inschriften sind die Weihformulare sehr einfach konstruiert: Name des Weihenden, + Verb $\alpha\nu\epsilon\theta\epsilon\kappa\epsilon\nu$ (*weihte*) + Name der Gottheit. Selbst für einen wenig erfahrenen Leser konnte es nicht schwierig sein, den Namen des Weihenden und/oder den der Gottheit

¹³ Day 2010, 48–50 (mit Abb. 4.1–2, 52; IG [Inscriptiones Graecae] I³ 631: Αἰσχίνες ἀνέθεκεν / Ἀθηναίαι τόδ' ἄγαλμα / εὐχόμενος δεκάτην παιδί Διός μεγάλο: „Aischines hat der Athena dieses Standbild geweiht, da er es als Zehnten der Tochter des großen Zeus gelobt hatte“).

¹⁴ Berti 2014, 291–295.

zu entziffern. Der Rest ließ sich wahrscheinlich auswendig ergänzen: Die *formulae* basieren auf einem gemeinsamen kulturellen Repertoire von religiösen Wertvorstellungen, die sicherlich auch im mündlichen Gebet vorkamen.

Die Einstellung von Besuchern des Heiligtums gegenüber den großen Weihgaben, die Bewunderung und die Aufmerksamkeit, die sie hervorriefen, sind in der 4. Mimiamben des Herodas (3. Jahrhundert v. Chr.) sehr lebendig dargestellt: Zwei Frauen, Kokkale und Kynno, besuchen das Asklepieion von Kos und bringen als Opfergabe einen Hahn und eine Weihtafel. Dabei bewundern sie die Monumente, lesen die Inschriften und schließen die Autoren und Bildhauer der Kunststücke in ihre Gebete ein.¹⁵ Der Text schildert eine fiktive Szene, die aber die psychologische Dimension des Besuches eines Heiligtums seitens zweier Frauen aus der Mittelschicht realistisch wiedergibt. Freilich stammt dieser literarische Text aus einem anderen geographischen und chronologischen Kontext, aus einer Welt, in der die Schrift verbreiteter war als in der archaischen Zeit und die Lese- und Schreibkompetenzen sicherlich nicht mehr ausschließliche Domäne eines elitären Kreises waren. Ein archaischer Besucher dürfte sich dem Heiligtum aber nicht wesentlich anders genähert haben: mit einer Bewunderung, in der sich Devotion, Freude und Ehrfurcht mischten, und in der Lesen, Vorlesen, Wahrnehmen und Gotteslob ineinanderschmolzen.¹⁶

Fallbeispiel 2: „Den Rand der Küste lesen“: Metaphorische Reflexion auf die praktische Verfasstheit des Lesens in den *Georgica* des Vergil

Vergil zu lesen hat bisweilen seltsame Blüten getrieben (→Ludwig Traubes Überlieferungsphilologie) – und damit ist noch nicht einmal die reiche Traditionslinie christlicher Allegoresen gemeint, deren berühmteste Leistung in der Deutung der vierten *Ekloge* als Prophezeiung der Geburt Christi besteht.¹⁷ Sind diese Praktiken der Zuschreibung von →Bedeutung im jeweiligen →Kontext begründet, so richten sich die nachfolgend behandelten Rezeptionspraktiken auf die →Materialität des →Geschriebenen und liegen im Lesen als Praxis begründet: Die *Rota Virgilio*,¹⁸ die *Sortes*

¹⁵ Her. IV, besonders 20–26: Ko: „Ach, liebe Kynno, was für schöne Bildwerke! Welcher Künstler schuf diesen Stein und wer hat ihn aufgestellt?“, Ky: „Die Söhne des Praxiteles. Siehst Du nicht die Schrift auf dem Sockel? Und Euthies, der Sohn des Prexon, hat sie gestiftet“ Ko: „Sei Paion diesen und dem Euthies für die schöne Werke gnädig!“

¹⁶ Vgl. auch Day 2010, 69–73.

¹⁷ Vgl. Girardet 2013.

¹⁸ Theodorakopoulos 1997.

*Vergilianae*¹⁹ sowie das anagrammatische Lesen²⁰ stellen jeweils Grenzwerte der Plausibilität interpretatorischer Praktiken dar. Im ersten Fall führen hermeneutische Vorannahmen zu einer Totalisierung des Partikularen im „Großen und Ganzen“;²¹ im zweiten Fall führt eine radikale Dekontextualisierung zu metonymischer Lektüre (*partes pro toto*) im Dienste einer umfassenden „überzeitlichen Botschaft“;²² im dritten Fall findet sich eine proto-strukturalistische Emphase auf im Sprachmaterial verborgene Sinnpotentiale präfiguriert.²³ Diese Praktiken sind keine bloßen „Fehllectüren“; als Extremwerte von jeder Lesepraxis inhärenten Aspekten zeigen sie deutlich die Grenzen und Probleme dieser zentralen Kultur- und Deutungspraxis auf. Einige dieser rezeptionspraktischen Problematiken finden sich in den vergilischen *Georgica* (2.39–46) explizit als solche reflektiert: Nachdem der Sprecher des agrikulturellen Lehrgedichts verschiedene Arten des Pflanzenwachstums (V. 9–21) sowie des Pfropfens und Okulierens (V. 22–34) geschildert und die intradiegetischen Bauern in direkter Anrede zur Arbeit ermuntert hat (V. 35–38), folgt abrupt in der Anrede an Mäzenas, den extradiegetischen Gönner Vergils, eine Hybridisierung der narratologischen Ebenen:

tuque ades inceptumque una decurre laborem,	40
o decus, o famae merito pars maxima nostrae,	
Maecenas, pelagoque uolans da uela patenti	
non ego cuncta meis amplecti uersibus opto,	
non, mihi si linguae centum sint oraue centum,	
ferrea uox. ades et primi lege litoris oram ;	45
in manibus terrae. non hic te carmine ficto	
atque per ambages et longa exorsa tenebo.	

(Verg. *georg.* 2.39–46)²⁴

Die durch diese Hybridisierung evozierte rezeptionsästhetische Perspektivierung des eigenen Schaffens wird in der Attribuierung des Mäzenas als *famae merito pars maxima nostrae* explizit,²⁵ die Aufforderung *inceptum una decurre laborem* identifiziert Sprecher und Adressat (*una*) in einer Praxis (*decurre laborem*), die explizit als

¹⁹ Naether 2010, 331f., Putnam u. Ziolkowski 2008.

²⁰ Vgl. Starobinski 1980; Noller (im Druck).

²¹ Vgl. kritisch Thomas 2001; dagegen Putnam 2010.

²² Vgl. die Hölderlin-Lektüre anhand von „Leitworten“ bei Heidegger 1981

²³ Vgl. etwa die Tradition „strukturanalytischer“ Vergilinterpretationen.

²⁴ „Du aber hilf und vollende mit mir die begonnene Arbeit, / [40] du meine Zier! Dir gebührt meines Ruhms vorzüglicher Anteil, / Maecenas! Dem offenen Meer laß fliegend die Segel! / Nimmer begehre ich, alles im Lied umfassend zu singen; / hätt' ich auch hundert Zungen und hundert Münder und eine / Stimme von Erz. Komm, streife entlang an des nächsten Gestades / Rand! Schon greifbar ist Land. Ich will nicht in bloßer Erdichtung [45] / dich hinhalten auf schweifendem Pfad durch endloses Vorwort“. Text nach Mynors 1969, Übersetzung nach Götte u. Götte 1981.

²⁵ Vgl. *Oxford Latin Dictionary* s. v. „fama“: „7 Fame, glory, renown“.

zentrale Praxis der fiktionsimmanenten Bauern ausgewiesen ist (*labor*).²⁶ Produktions- und Rezeptionspraxis finden mithin ihren Konvergenzpunkt in der fiktionsimmanent dargestellten Kulturpraxis des Bauern.

In *decurrere laborem* ist außerdem eine Linearität des Rezeptionsvorgangs impliziert;²⁷ in Zusammenschau mit den Wendungen der *linguae centum oraque centum ferrea uox* suggeriert dies eine auditive Perzeption, mithin eine Vermittlungssituation der Oralität.²⁸ *Carminē ficto* scheint dies explizit zu bestätigen, zumal die Metaphorisierung des Dichtungs- und Rezeptionsvorgangs als Schifffahrt auf offener See (*pelagoque uolans da uela patenti*) das Register epischer Dichtung evoziert.²⁹ Indem jedoch im Folgenden die unmögliche Erfassung einer Totalität durch *cuncta meis amplecti uersibus* dezidiert →metatextuell formuliert ist, und indem als Alternative eine Rezeptionspraxis des *primi litoris oram legere* genannt wird, tritt auch eine mögliche lesende Rezeptionspraxis in den Blick,³⁰ die sodann durch *in manibus terrae* als Kulturpraxis im allgemeinen Sinne bezeichnet ist.

Die im Text figurierte Produktions- wie Rezeptionspraxis stellt sich zum einen explizit als selektiv dar (*non ego cuncta meis amplecti uersibus opto / ades et primi lege litoris oram*);³¹ zum anderen stellt die sensuelle Metaphorik des *in manibus terrae*, – das auf Sprecher, Adressat wie fiktionsimmanenten Bauern bezogen werden kann –, die Kulturpraxis in ihrer Materialität explizit aus. Aber kann dieser material figurierte Gestus der →Metatextualität noch als metaphorisch bezeichnet werden?³² Die Sensualität der Praktiken des *decurre laborem*, *cuncta amplecti uersibus*, *legere litoris oram* sowie der polyseme Halbvers *in manibus terrae* legen eher eine Beschreibung als Metonymie nahe; es wird nicht metaphorisch einem irgendwo oberhalb oder unterhalb der gegebenen Materialität ihres Gegenstands lokalisierten *sensus spiritualis* zugestrebt (→Transzendieren).

In manibus terrae lässt sich als metonymische Kontiguität von „Thema“ und „Werk“ plausibilisieren: *Terrae* als Erde an den Händen des fiktionsimmanenten Bauern, als Stoff in den Händen des schaffenden Dichters, und schließlich als τὰ Γεωργικά

²⁶ Vgl. Thomas 1988 ad loc.

²⁷ Vgl. *Oxford Latin Dictionary* s. v. „decurro“: „1 To run down [...] c (of speech, writing) to run freely [...] 8 [...] c to run through (mentally, in speaking, etc.)“.

²⁸ Vgl. Lowrie 2009.

²⁹ Vgl. allgemein Farrell 1991.

³⁰ In *ades* („sei anwesend“) werden die auf verschiedenen diegetischen Ebenen lokalisierten Praktiken explizit identifiziert; für *legere* (lesen) ist die Bedeutung „entlangsegeln“ erst seit Verg. *ecl.* 8.7 belegt (vgl. Erren 2003 ad loc.).

³¹ Die Wendung *non opto* („ich will nicht“) anstelle des homerischen „ich kann nicht“ reflektiert dies explizit; vgl. Haß (in Vorbereitung).

³² Vgl. Erren 2003 ad V. 45 *carminē ficto* zur Ent-Allegorisierung des Dichterschiffes sowie zur Zurücknahme von *in manibus terrae* aus der figürlichen in die eigentliche Bedeutung.

tituliertes Werk in den Händen des Rezipienten Mäzenas.³³ Die agrikulturelle Praxis der *agricolae*, die poetische Praxis des *ego* sowie die (lesende) Rezeptionspraxis des *Maecenas* konvergieren in *terrae* als ihrem jeweiligen Gegenstand: Der Rezeptionsakt der vergilischen Γεωργικά, lat. *Terrae*, durch Mäzenas ist fiktionsimmanent als Lesepraxis antizipiert; die Selektivität des Lesens sowie dessen Verfasstheit als Praxis, die an ihrem Gegenstand handelt, finden sich explizit ausgestellt.

Literaturverzeichnis

- Berti (2014): Irene Berti, „Value for Money. Pleasing the Gods and impressing Mortals in the Archaic and Early Classical Age“, in: Filippo Carlà u. Maja Gori (Hgg.), *Gift giving and the „Embedded“ Economy in the Ancient World*, Heidelberg, 289–313.
- Bing (2002): Peter Bing, „The un-read Muse? Inscribed epigrams and its readers in antiquity“, in: Annette Harder, Remco Ferdinand Regtuit u. Gerrigje Catharina Wakker (Hgg.), *Hellenistic Epigrams* (Hellenistica Groningana 6), Leuven, 39–66.
- Blumenberg (1983²): Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt a. M.
- Chartier (1990): Roger Chartier, *Lesewelten. Buch und Lektüre in der frühen Neuzeit* (Historische Studien 1), Frankfurt a. M./New York.
- Day (2010): Joseph W. Day, *Archaic Greek epigram and dedication: representation and reperformance*, Cambridge.
- Erren (2003): Manfred Erren, *P. Vergilius, Georgica*, Bd. 2: *Kommentar*, Heidelberg.
- Farrell (1991): Joseph Farrell, *Virgil's Georgics and the traditions of Ancient Epic. The art of allusion in literary history*, New York/Oxford.
- Girardet (2013): Klaus Martin Girardet, „Die Christianisierung der vierten Ekloge Vergils durch Kaiser Konstantin d. Gr.“, *Gymnasium* 120/6, 549–583.
- Götte u. Götte (1981): Johannes u. Maria Götte, *Publius Vergilius Maro. Landleben. Bucolica, Georgica, Catalepton*, München.
- Greek-English Lexicon*, hg. v. Henry George Liddell u. Robert Scott, Oxford.
- Harris (1996): William V. Harris, „Writing and Literacy in the archaic Greek city“, in: Johan H. M. Strubbe, Rolf Albert Tybout u. Hendrick Simon Versnel (Hgg.), *Studies on Ancient History and Epigraphy Presented to H.W. Pleket*, Amsterdam, 57–77.
- Haß (in Vorbereitung): Christian D. Haß, „Lemma : Subversion. Philologisches in Vergil *Georgica* 2“, in: Isabella Cardoso u. Jürgen P. Schwindt (Hgg.), *Palavras para uma teoria da filologia. Wörter für eine Theorie der Philologie*, Heidelberg.
- Heidegger (1981): Martin Heidegger, „Hölderlin und das Wesen der Dichtung“, in: Martin Heidegger, *Gesamtausgabe*, Bd. 2, Frankfurt a. M., 33–48.
- Hilgert (2010): Markus Hilgert, „Text-Anthropologie: Die Erforschung von Materialität und Präsenz des Geschriebenen als hermeneutische Strategie“, *Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft* 142, 87–126.
- Illich (1991): Ivan Illich, *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos ‚Didascalicon‘*, Frankfurt a. M.

³³ Vgl. Greek-English Lexicon s. v. γεωργέω: „γεωργικός, agricultural [...] τὰ γ. lands, [...] also, treatise on agriculture“.

- Johnson (2000): William A. Johnson, „Toward a Sociology of Reading in Classical Antiquity“, *The American Journal of Philology* 121, 593–627.
- Knox (1968): Bernard M. W. Knox, „Silent Reading in Antiquity“, *Greek, Roman and Byzantine Studies* 9, 421–435.
- Kristeva (1972): Julia Kristeva, „Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman“, in: Jens Ihwe (Hg.), *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*, Bd. 3: *Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft*, Frankfurt a. M. 345–375.
- Lowrie (2009): Michèle Lowrie, *Writing, Performance and Authority in Augustan Rome*, Oxford.
- McLuhan (1968): Marshall McLuhan, *Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters*, Düsseldorf/Wien.
- Mynors (1969): Roger A. B. Mynors (Hg.), *P. Vergili Maronis opera*, Oxford.
- Naether (2010): Franziska Naether, *Die Sortes Astrampsychi. Problemlösungsstrategien durch Orakel im römischen Ägypten*, Tübingen.
- Noller (im Druck): Eva M. Noller, „*Re et sonitu distare*. Überlegungen zu Ordnung und Bedeutung in Lukrez, *De rerum natura* I, 814–829“, in: Christian D. Haß u. Eva M. Noller (Hgg.), *Was bedeutet Ordnung? Was ordnet Bedeutung? Zu bedeutungskonstituierenden Ordnungsleistungen in Geschriebenem*, Berlin.
- Oxford Latin Dictionary*, 2 Bde., Peter G. W. Glare (Hg.), Oxford 2007.
- Parkes (1992): Malcolm B. Parkes, *Pause and effect. An introduction to the history of punctuation in the west*, Cambridge.
- Putnam u. Ziolkowski (2008): Michael C. J. Putnam u. Jan M. Ziolkowski, „Sortes Vergilianae“, in: Michael C. J. Putnam u. Jan M. Ziolkowski (Hgg.), *The Vergilian tradition. The first fifteen hundred years*, New Haven/New York, 829f.
- Putnam (2010): Michael C. J. Putnam, „Some Virgilian unities“, in: Philip R. Hardie (Hg.), *Classical literary careers and their reception*, Cambridge, 17–39.
- Raubitschek (1939/40): Anton E. Raubitschek, „Early Attic votive monuments“, *Annual of the British School of Athens* 40, 17–37.
- Reckwitz (2006): Andreas Reckwitz, „Aktuelle Tendenzen der Kulturtheorien. Nachwort zur Studienausgabe 2006“, in: Andreas Reckwitz (Hg.), *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*, Weilerswist, 705–728.
- Starobinski (1980): Jean Starobinski, *Wörter unter Wörtern. Die Anagramme von Ferdinand de Saussure*, Frankfurt a. M.
- Stock (1983): Brian Stock, *The Implications of Literacy: Written Language and Models of Interpretation in the Eleventh and Twelfth Centuries*, Princeton/New Jersey.
- Theodorakopoulos (1997): Elena Theodorakopoulos, „Closure: the book of Virgil“, in: C. Martindale (Hg.), *The Cambridge Companion to Virgil*, Cambridge, 155–165.
- Thomas (1988): Richard Thomas, *Virgil, Georgics*, Cambridge.
- Thomas (2001): Richard Thomas, *Virgil and the Augustan Reception*, Cambridge.
- Thomas (2009): Rosalind Thomas, „Writing, Reading, Public and Private ‚Literacies‘: Functional literacy and Democratic Literacy in Greece“, in: William A. Johnson u. Holt N. Parker (Hgg.), *Ancient Literacies. The Culture of Reading in Greece and Rome*, Oxford, 13–45.